
Texte und Berichte

Josef Büscher: An meine Kollegen

„Ach, die Gewerkschaft!"
sagst du, lieber Kollege,
und denkst an deinen Beitrag,
der über den Lohnstreifen läuft,
und der dich kaum noch juckt,
wie die Kirchensteuer,
die du zahlst, ohne zu fragen,
wozu eigentlich noch —

denkst an Versammlungen,
die du nicht besuchst:
„Was soll das Gequatsche!" -

denkst an Betriebsräte, die
du nicht magst: „Der Paul,
das faule Stück! Konnte
nicht schnell genug von der
Arbeit fortkommen! Den
kenne ich; ist mal Laufjunge
bei mir gewesen!"

denkst ans Organ,
an dein Gewerkschaftsblatt,
das dir statt brandheißer eigener Probleme
Warentest und Werbungen für GUT-Reisen
serviert, dazu dann „Leitartikel",
die stets zwei und noch mehr Wochen hinter
den aktuellen Tagesereignissen herhinken.

„Ach, die Gewerkschaft!" sagst du,
lieber Kollege, und hast aber doch die
Hose voll, wenn du mal ernsthaft über
deine eigene Lage nachdenkst: Ständig
Ärger mit den Vorgesetzten, Kurzarbeit,
Rausfliegen ohne Sozialplan, die
Arbeitsplatzbewertung, der Akkord,
beschissen, wenn man da überall
mutterseelenallein vorsteht. Da kannst
du kaum mal was erreichen!

Was soll's: Du hast dich rückversichert,
du zahlst ja Beitrag über Lohnstreifen!

Zwar, Rückversicherer sind miese Typen. Du bestreitest das nicht. Und nur die „Trittbrettfahrer“ sind noch miesere, du sagst es selbst: „Für die müssen wir alle munter mitbezahlen!“

„Ach, die Gewerkschaft!“ sagst du,
Kollege, und: „Das müßte alles anders sein!“
„Wie denn anders, lieber Kollege?“
„Besser, meine ich!“
„Wie denn besser, wenn zum Beispiel d u
so viele gute Ideen hast, aber nicht mitmachst,
sie an den Mann zu bringen!“

Hast du schon mal darüber nachgedacht,
daß gerade du mit deiner kritischen Einstellung
eigentlich in jede Versammlung gehörst,
auf jedes Rednerpult in jedem Orts verein,
um hier den anderen zu sagen, was man
und d u und w i r und a l l e
b e s s e r m a c h e n m ü s s e n ? !
Allerdings gehört etwas Mumm dazu.
Der innere Schweinhund sei der trügste,
heißt es, er suhlt sich am liebsten
im eigenen Mist, sofern der Trog nett voll gewesen.

„Ach, die Gewerkschaft!“ sagst du, lieber Kollege, zeigst mit deinem Zeigefinger auf
die viel zu wenigen Aktiven, derweil die anderen Finger deiner Hand auf dich, auf
dich zurückweisen!

Denn:

Die Gewerkschaft bist du, bin ich, sind wir alle!
Auch Beitragszahler sind wir alle.
Das ist reine Automatik, ist der
Mechanismus jeder Organisation.
Nur das, was wir über den Beitrag hinaus
persönlich beitragen an Zeit und Arbeit,
an Mut und Einsatz, an Hinwendung zum
anderen Kollegen, an Solidarität,
erst das macht eine starke Organisation aus uns!

Nicht: „Ach, die Gewerkschaft!“ solltest du sagen,
resignierend, wegwerfend, dünnkelhaft, sondern:
„Ja, die Gewerkschaft! Ja, meine Gewerkschaft!“
Und bitte, nimm einmal ein Buch über
Gewerkschafts- und Sozialgeschichte zur Hand!
Stolz darfst du sein auf das, was sie
bisher errungen hat. Du wirst erleben,
wie du selber wächst und viele andere
sich an dir aufrichten.

Heinrich Droege: **Das Wrack**

Die Abendsonne tauchte das Zimmer in uringelbes Licht. Alles schien gelb. Wenn eine Landschaft vor dem Fenster wäre, die müßte jetzt sehr schön aussehen, alles weich gezeichnet von dem rotwelligen Licht. Aber vor dem Fenster reihte sich ein grauer Wohnblock an den anderen.

Er war alleine in der Wohnung. Die Tochter kam immer erst später; seine Frau war für zwei Tage zu ihrer kranken Mutter gefahren. Die Wohnung war aufgeräumt und pieksauber; nicht ein Fusselchen Staub auf dem Boden. Auch das machte ihn verrückt, seit er zu Hause war, dies Schrubben und Wischen den ganzen Tag. Wo er sitzt oder steht, ist er im Wege, überall scheuchte die Frau ihn hoch und weg. Na ja - viele Möglichkeiten gibt's ja nicht, denkt er, vom Wohnzimmer ins Schlafzimmer, von da in die Küche oder ins Kinderzimmer.

Er hatte ein wenig geschlafen und würde nun das vorgerichtete Essen wärmen, in einer halben Stunde mußte die Tochter da sein. Er schlief viel in letzter Zeit und fühlte sich dennoch immer müde. Je mehr er schlief, desto müder war er. Ich bin alt, müde, ausgelaugt, fertig, dachte er. Mit 45 Jahren am Ende. Er ging ins Bad vor den Spiegel. Sein Leber- und Magenleiden war deutlich eingezeichnet in seinem Gesicht. Was ich da sehe ist das, was man einen Mann in den besten Jahren nennt, dachte er. Ein bißchen Lack ist dann ab, aber was man an Erfahrung und Wissen zugewonnen hat, hebt die äußerlichen Beschädigungen glatt auf, sagte sein Schwager letzts zu ihm. Und man hat noch genug Kraft, um Wissen und Können einzusetzen, meinte er noch. Sein erfolgreicher Schwager. Für mich gilt das nicht. Für einen Arbeiter gilt das nicht. Ich bin fertig, bin ein Wrack. Mich braucht man nicht mehr.

Im Zuge der Produktionsumstellung und in Anbetracht Ihrer Krankheit sehen wir uns leider gezwungen und so weiter und so weiter. Lauter wohlgesetzte Worte und viele Sätze. Im Klartext aber hieß „Produktionsumstellung“: Rationalisierung, und „Ihre Krankheit“ hieß: Sie leisten nicht mehr genug.

Gelernt hatte er Maler und Anstreicher in so einer kleinen Klitsche. Ein Meister, ein Geselle, drei Lehrlinge. Als er ausgelernt hatte, waren nicht genügend Aufträge da, und er wurde entlassen. Er ging in die Industrie als Spritzlackierer, da verdiente er zudem mehr. Da wurde nach Stücken bezahlt, so eine Art Akkord. Es war war eine harte Arbeit, aber vor Arbeit hatte er sich nie gefürchtet, und das Geld brauchte er, gerade damals hatte er seine Frau kennengelernt.

Zehn Jahre lang hatte er als Spritzlackierer gearbeitet, dann war es aus: die Lungen, die Leber, der Magen. Er kam dann zu einer Transportkolonne im gleichen Betrieb. Da sind Sie immer an der frischen Luft, hatte der Arzt gesagt, das ist jetzt wichtig für Sie. Er sah das ein. Er war ja wirklich krank damals, sah aus wie'm Tod sein Dörrfleischreisender. Er hatte keinen Appetit mehr und er konnte nicht schlafen. Er war richtig krank von innen heraus. Sogar impotent war er zu der Zeit. Das gibt keiner zu, mit 30 Jahren impotent zu sein, aber es war die traurige Wahrheit. An seiner Frau lag es nicht, die war sehr temperamentvoll und schön noch zu dieser Zeit. Der Arzt hatte gesagt, das gibt sich wieder an der frischen Luft und bei gutem Appetit. Und so war es dann auch. Aber dann hatte er den Unfall: Rückenwirbelverletzung.

Er war ans Band gegangen, in die Produktion. Schichtarbeit. Eine andere Arbeit konnte man ihm nicht anbieten. Zehn Jahre lang hatte er das gemacht, dann war er fertig, ein Wrack. Aber er hätte es noch einmal zehn Jahre gemacht, wenn dann die Produktion nicht umgestellt worden wäre und man die Hälfte aller Leute entlassen hätte. Ein freundliches Briefchen und tut uns leid. Schluß für 120 Kollegen.

Er wurde nicht entlassen, „weil er so lange und treu der Firma gedient hatte“. Er kam in die Endabnahme. Hört sich gut an, war aber nur Sitzen vor einer Maschine, die Wellen vermaß. Was Stumpfsinnigeres kann man sich gar nicht vorstellen. Jetzt geht das alles automatisch. Er ist arbeitslos, geht stempeln, erhält 68 % seines letzten Lohnes als Arbeitslosenunterstützung für ein halbes Jahr. Was dann wird? Er weiß es nicht.

Er geht in die Küche, stellt den Topf aufs Gas; gleich wird seine Tochter heimkommen. Sie wird vor ihren langen Haaren her ins Zimmer rein wirbeln und fragen: „Wie geht's — was hasten heut gemacht?“

„Na was schon? So rumgelegen habe ich. Was soll ich schon groß machen?“

Und dann wird sie sagen: „Menschenskind, Papa, laß dich nicht so hängen, tue was, lese, höre Musik, gehe spazieren.“

Und ich werde sagen: „Um raus zu kommen in den Wald muß man eine Stunde mit der Straßenbahn fahren, und hier um die Häuserblocks bin ich schon tausendmal rumgerannt.“

Sie wird dann kommen und mich streicheln und reden mit mir. „Früher hast du dir immer gewünscht, Zeit zu haben, um zu lesen, um Musik zu hören. Und was ist jetzt damit? Wenn wir spazieren gingen sonntags am Lerchesberg, dann hast du immer auf die Villen gezeigt und hast gesagt, da leben die Arbeitslosen. Die haben ein angenehmes Leben, die gehen ins Theater, gucken sich die Welt an, machen Reisen, die lesen Bücher, die haben ein ganz anderes Leben als wir.“

Ja, dachte er, das habe ich immer gesagt, und ich habe mir gewünscht damals, auch so zu leben. Ich war immer zu müde zum Lesen, und fürs Theater hatten wir nie Geld. Bücher, in denen was drinsteht über unser Leben, wo man auch was lernen kann, die hätte ich gerne gelesen. Aber das muß man wohl auch lernen. Auch Musik hören muß man lernen, denkt er. Seine Tochter, die liest so Bücher, Don Quixote und Kleist und so was, und die hört auch Musik. Er geht in ihr Zimmer und greift sich eine ihrer Platten und liest auf der Hülle: Bach, große Suite D-Dur für Cello. Ja, das ist die Platte, die er vorige Woche gehört hatte mit ihr. Eigentlich hatte ihm die Musik gefallen. Sie hatte ihn nicht gerade aus den Schuhen gerissen, aber seine Tochter sagte, das käme noch, er müsse sich erst einhören.

Mach was aus deinem Leben, sagt seine Tochter jeden Abend. Die ist ja noch so jung. Hoffentlich geht's ihr einmal besser, denkt er. Sie hat ja recht, ich habe noch nie gelebt. Ich wurde immer gelebt. Ich habe doch nur meine Arbeit gekannt, war fleißig, war pünktlich. Meinen Fleiß und meine Pünktlichkeit kann niemand mehr gebrauchen. Mein Lebenslauf besteht eigentlich nur aus einem einzigen Satz, denkt er: Jeden Tag geschuftet von früh bis spät. Mag ja sein, daß das unser Los ist auf dieser Welt, aber dann wäre es besser, nicht geboren zu sein. Jede Kuh auf der Weide hat es da besser, die wird morgens und abends einmal gemolken, und wenn sie alt ist und nicht mehr genug Milch gibt, wird sie geschlachtet. Zwischendurch läßt man sie in Ruhe auf der Weide grasen. Mich hat man von früh bis spät gemolken, acht oder neun oder gar zehn Stunden jeden Tag, und jetzt, wo ich nicht mehr genug Milch gebe, zack — raus! Geschlachtet. Nur zwischendurch die Weide, die hatte ich nicht.

Ich bin krank und müde, denkt er. Ich habe 25 Jahre geschuftet - für was? Für die paar Möbel, die hier rumstehen. Ich habe ja auch mal geglaubt, das wäre wer weiß was, bis mir langsam die Augen aufplatzten. Wir arbeiten für unser aller Wohlstand, sagt man. Mag ja sein; aber wo ist mein Wohlstand — wo? Eine Mietwohnung, ein paar Möbel, ein VW vorm Haus und 760 DM Arbeitslosenunterstützung. Das ist ein Witz.

Überall bin ich im Wege, denkt er. „Tue was, fang was an“, sagt auch meine Frau. Ich kann doch nicht plötzlich was anderes tun, als was ich 25 Jahre lang getan habe. Keiner kann aus

seiner Haut. Man kann nicht plötzlich ein anderer sein, als man ist. Ich bin ein Arbeiter. Umschulen soll ich. Soll ich vielleicht Kellner machen oder als Clown im Zirkus auftreten? Ich müßte mobil sein, sagte mir ein Herr auf dem Arbeitsamt. Soll ich mir vielleicht einen Wohnwagen zulegen und der Arbeit nachreisen, habe ich den gefragt.

Na schön, hatte mein Schwager gesagt, dich hat es hart getroffen, und eine Million deiner Kollegen auch, aber das ist doch kein Grund gegen alles zu sein, gegen unsere Wirtschaftsordnung und gegen den Fortschritt. Es muß immer weitergehen, Rationalisierung bedeutet doch Produktionssteigerung, bedeutet mehr Wohlstand für alle, bedeutet auch weniger und leichtere Arbeit.

Ihn hatte das Gespräch damals verwirrt, und lange hatte er nachgedacht darüber. War ja vielleicht richtig, daß menschenunwürdige Knochenarbeit besser von Maschinen gemacht würde, aber das Bedienen dieser Maschinen war auch nicht menschenwürdiger. Er kannte diese Arbeiten doch. Acht Stunden täglich den Hintern breitquetschen auf einem Hocker und kleine Hebelchen bedienen. Und wie schnell er diese Hebelchen bediente, das bestimmte die Maschine. Er war doch da nur ein Anhängsel dieser Maschine. Und wo ein Mensch das ist, da ist es Mist, denkt er. Ein Mensch muß frei sein, so frei wenigstens, seine Arbeit einzuteilen nach seinem Vermögen. Es muß ihm erlaubt sein zu essen, zu reden, zur Toilette zu gehen, wann er will.

Sein Schwager hatte nicht recht, nein, der kannte ja einen Betrieb kaum von innen. Maschinen und Automaten werden doch bis zum heutigen Tag nur eingesetzt, um mehr zu produzieren mit weniger Leuten, werden eingesetzt, um das Letzte aus den Leuten herauszuholen. Ich habe es doch erlebt. Und dann - wenn die Arbeit körperlich leichter wird, dafür aber schneller und idiotischer -, was soll das?

Die Leute lachen über *Chaplin*, der in einem Film wie'n Irrer am Band rumsaust und auch in den Pausen noch rumzuckt. Aber so ist es, genauso; und zu lachen gibt es darüber gar nichts.

Als er seine Tochter kommen hörte, stellte er die Teller auf den Tisch, legte die Bestecke daneben. Das Essen war heiß. Es war genauso, wie er es vorausgesehen hatte, und genauso wie jeden Abend, die gleichen Fragen, die gleichen Antworten. Später, als sie gemeinsam das bißchen Geschirr abspülten, fragte die Tochter, ob er nicht in die Kneipe gehen wolle, es sei doch Freitag. Nein, er wollte nicht in die Kneipe gehen. „Und warum nicht?“ fragte das Mädchen. „Ich ärgere mich ja doch nur“ war die knappe Antwort.

„Warum ärgerst du dich? Früher bist du gerne in die Kneipe gegangen und hast mit deinen Kollegen zusammengessen, manchmal bis nach Mitternacht.“

„Ja früher, da waren das meine Kollegen, verstehst du; heute sind das fast schon fremde Menschen für mich. Ich hätte nie gedacht, daß uns außer der Arbeit und der Solidarität, die am Arbeitsplatz sein muß, kaum etwas verbindet. Die verstehen mich doch kaum noch. Vorigen Freitag mußten alle früher heim, und warum? Weil sie Samstag Sonderschicht fahren mußten. Ich habe gesagt, sie sollten keine Sonderschichten machen, überhaupt keine Überstunden, mehr als 200 Kollegen seien entlassen worden, und sie würden kaum ein Vierteljahr später Sonderschichten machen wie die Verrückten. Sie sagten, wir brauchen das Geld, und du solltest das am besten wissen. Hast du nicht auch Überstunden gemacht auf Deubel komm raus, als es dir möglich war, he? sagten sie. Und damit hatten sie ja recht.“

„Siehst du, du selbst sagst, sie haben recht mit dem, was sie sagen. Du hast selbst so gedacht“, sagte die Tochter, „und würdest es heute genauso noch machen, wenn man dich nicht entlassen hätte. Heute weißt du, daß es falsch ist, Überstunden zu machen und Sonderschicht-“

ten zu fahren. Weißt du, was du tun mußt? Du mußt zu deinen Kollegen gehen und mit ihnen reden, wieder und immer wieder. Es sind doch deine Kollegen. Du hast heute bessere, andere Einsicht, und gerade deshalb mußt du mit ihnen reden. Wer denn, wenn nicht du? Du hast mir oft erzählt, wie solidarisch ihr Kollegen Arbeitskämpfe durchgestanden habt, wie ihr euch gemeinsam gewehrt habt gegen Akkordhetze. Jetzt kommt es darauf an, über die Gruppe hinaus solidarisch zu sein, das ist schwerer, ist nicht so einsichtig, das ist vielleicht neu für deine Kollegen. Sage ihnen, sie müßten jetzt über den Rand ihres gefüllten Tellers hinaussehen."

Er ging ins Wohnzimmer und schaltete das Fernsehgerät ein. Aber lange saß er nicht in seinem Sessel. Er zog Schuhe und Jacke an, und als die Tochter ihn aus ihrem Zimmer anrief: „Was ist denn, gehst du weg?“ antwortete er nur: „Ja, zu den Kollegen in die Kneipe - du weißt schon."

„Solidarität muß man lernen"

Gespräche zum Thema „Solidarität" in Gewerkschaftsschulen *

Bildungszentrum der IG Metall in Sprockhövel, 3. Februar 1977

(Teilnehmer: ca. 25 Betriebsräte und Vertrauensleute verschiedenen Alters aus dem Metallbereich, darunter 2 Kolleginnen)

Solidarität als Lernprozeß

„Solidarität muß man lernen" - meinten einige Kollegen. Die vielfältige Konkurrenz gegeneinander, individuelles Leistungsstreben, betriebliche Hierarchien, gesellschaftliche Hackordnungen - all dies verhindere eine Einsicht in die gemeinsame Abhängigkeit. Entsolidarisierend wirkten auch die großen materiellen Unterschiede, die sich innerhalb der Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung im Laufe der Zeit ergeben hätten: Sind Gewerkschaftsfunktionäre, Gewerkschaftsführer, die nicht mehr in der Produktion arbeiten, die „viel Geld verdienen", nicht längst der Basis entfremdet, nicht längst für die Solidarität verloren? Üben Parlamentsabgeordnete, die sich großzügige Diäten zugestehen, Solidarität mit denen, die sie vertreten sollen? Sind gewisse Maßnahmen gemeinwirtschaftlicher Unternehmen Beiträge zur Solidarität? Hier werden von den Kollegen große Bedenken angemeldet. Im überschaubaren betrieblichen Bereich dagegen gebe es noch mehr Solidarität, eine Solidarität, die an unmittelbaren Konflikten anknüpft.

Aber auch hier werden im Verlauf des Gesprächs Einschränkungen gemacht: Ein Kollege schildert einen Fall, in dem ein Vertrauensmann mit Zustimmung der betroffenen Arbeiter durchsetzen wollte, daß die Bandgeschwindigkeit verlangsamt würde. Als sein Vorstoß scheiterte, fand er keine Solidarität bei den Betroffenen mehr. Allerdings wird dem gleich ein anderes Beispiel entgegengehalten: Als es 1973 um Teuerungszulagen gegangen sei, hätte es in vielen Betrieben spontane Solidarisierungen gegeben. Die gleiche Interessenlage sei also ausschlaggebend für das Entstehen von Solidarität; Solidarität wird gestärkt durch die Praxis, im

* Dieser Bericht wird fortgesetzt.

Kampf für ein gemeinsames Ziel entstehe Zusammengehörigkeitsgefühl. Hier, so meinten die Kollegen, müsse eine betriebliche Bildungsarbeit der Gewerkschaften anknüpfen. Deren Aufgabe sehen sie darin, ausgehend von dem betrieblichen Konflikt und von der betrieblichen Solidarität, die Lage der Arbeiter insgesamt klarzumachen und daraus die Notwendigkeit einer Gesamtsolidarität abzuleiten. Auf diesem Wege könnte dann die entsolidarisierende Wirkung, die nach wie vor von der Erziehung, von der Ausbildung, von der sozialen Umwelt insgesamt ausgeht, ausgeglichen werden.

Die „Frauenfrage“ - Prüfstein der Solidarität

Die Kolleginnen haken ein: Sie sind ganz entschieden der Meinung, daß herkömmliche Denk- und Verhaltensmuster von Männern bisher stärker seien als alle Solidarität. Sie sagen: Frauen sind in die Solidarität nicht mit einbezogen. Und: Frauen spielen bei der gewerkschaftlichen Arbeit keine Rolle. In den betrieblichen Lohnkommissionen sitzen fast ausschließlich Männer, und wenn auch Frauen darin sind, so sind es meist Facharbeiterinnen, die im wesentlichen ihre Interessen vertreten, nicht aber auch das der vielen ungelerten Arbeiterinnen. Viele Betriebsräte gehen davon aus, daß es wichtiger sei, dem Junggesellen die Arbeit zu erhalten, eine verheiratete Frau z. B. könne im Haushalt arbeiten, ihr Mann verdiene ja Geld. „Frauenarbeiten“ wie Löten und Justieren werden als Leichtarbeit angesehen, wobei der hohe Konzentrationsgrad, der für solche Arbeit notwendig sei, nicht berücksichtigt werde. Schließlich sagen die Frauen, daß sie an der gewerkschaftlichen Arbeit oft deshalb nicht teilnehmen können, weil sie zu Hause bleiben müssen, während der Mann die Gewerkschaftsveranstaltungen besucht.

Die Kollegen reagierten deutlich zurückhaltend auf die Argumentation der Frauen. Sie wollten die Frauenfrage nicht als „Sonderproblem“ diskutieren; sie wiesen darauf hin, daß sie selbst bei der Beurteilung von Frauenproblemen in Abhängigkeiten steckten. Aber die Kolleginnen ließen nicht locker; sie akzeptierten wohl das eine oder andere, was die Männer zur Erklärung und Entschuldigung ihres Verhaltens zu sagen hatten, aber sie meinten auch, daß diese Argumentation oft herangezogen werde, um sich vor konkreter Verhaltensveränderung zu drücken. Sie wiesen darauf hin, eine wie große Rolle die Frauen für die Arbeiterbewegung gespielt hätten, z. B. wenn sie Streiks unterstützten.

Alles in allem wurde deutlich, daß die Emanzipation der Frau, besonders im betrieblichen, im gewerkschaftlichen Bereich, ein Gebiet ist, in dem sich konkrete Solidarität bald und markant beweisen muß. Ob Solidarität dabei nicht auch bedeute, daß man eigene Positionen aufgeben müsse, fragte ein Kollege. Er illustrierte seine Frage mit einem betrieblichen Beispiel. In einem großen Betrieb sind 80 Prozent der Arbeiter Frauen. Sie sind zum größten Teil in der niedrigsten Lohngruppe eingestuft. Von den 19 Betriebsratsmitgliedern sind fünf Frauen. Diese wiederum sind Facharbeiterinnen. Müssen in einem solchen Falle nicht die Interessen der Männer und der Facharbeiterinnen hinter den Interessen der großen Zahl der ungelerten Frauen zurückstehen? Ein anderes Beispiel wurde genannt: Viele Arbeitslose seien einstellbar, wenn die Solidarität unter denen, die Arbeit haben, mit ihrem arbeitslosen Kollegen größer sei. Oft scheiterten solche Einsichten an dem kurzsichtigen Verhalten betrieblicher Vertreter. An diesem Punkt etwa müßte die gewerkschaftliche Schulungsarbeit einsetzen.

Notwendig: praktische Solidarität

Insgesamt wurde den Gewerkschaften die Aufgabe gestellt, das Bewußtsein für eine Gesamtsolidarität zu stärken. „Die Gewerkschaften müssen Ziele vorgeben“, war die Meinung. Früher habe man etwa für den Acht-Stunden-Tag gekämpft. Heute müßten die Gewerkschaften ein ähnliches Kampfziel anstreben, die Humanisierung der Arbeit könnte so etwas sein.

Aber es wurde auch gesagt, daß die Gewerkschaften die Eigeninitiative ihrer Mitglieder fördern müßten. Nicht ein „Vertreterdenken“ - wie es sich heute vielfach breitmache - sei notwendig, sondern Einsatzbereitschaft und Risikofreude jedes einzelnen Gewerkschaftsmitgliedes.

Heute sei es vielfach so, daß die Kollegen in den Betrieben ihren Betriebsräten eine Art Dienstleistungsfunktion zuschrieben. Dabei würde man davon ausgehen, daß sie dieses oder jenes Problem schon regeln würden. Ein solches Bewußtsein und ein solches Verhalten wirkten entsolidarisierend. Notwendig sei dagegen die praktizierte Solidarität: Streiks z. B. brächten immer wieder Solidarität hervor. Die Gewerkschaften sollten auch für politische Ziele streiken.

Hans O. Hemmer

Der 1. Mai in neuen (kulturellen) Formen

„Es ist für einen bestimmten Zeitpunkt eine große internationale Manifestation zu organisieren (Kundgebung), und zwar dergestalt, daß gleichzeitig in allen Ländern und in allen Städten an einem bestimmten Tage die Arbeiter an die öffentlichen Gewalten (Behörden) die Forderung richten, den Arbeitstag auf 8 Stunden festzusetzen und die übrigen Beschlüsse des internationalen Kongresses von Paris zur Ausführung zu bringen. In Anbetracht der Tatsache, daß eine solche Kundgebung bereits von dem Amerikanischen Arbeiterbund (Federation of Labour) auf seinem im Dezember 1888 zu St. Louis abgehaltenen Kongreß für den 1. Mai 1890 beschlossen worden ist, wird dieser Zeitpunkt als Tag der internationalen Kundgebung angenommen. Die Arbeiter der verschiedenen Nationen haben die Kundgebung in der Art und Weise, wie sie ihnen durch die Verhältnisse ihres Landes vorgeschrieben wird, ins Werk zu setzen.“ (Beschluß des Internationalen Arbeiterkongresses in Paris 1889.)

Der 1. Mai wurde 1890 erstmalig in allen Ländern der Welt, in denen Arbeiter in Organisationen zusammenfanden, gefeiert. Er war Kampf- und Feiertag zugleich. Ist er das heute noch? Unbestritten ist, daß der 1. Mai trotz vieler sozialer Errungenschaften durch gewerkschaftliche Politik weiterhin seine große traditionelle und aktuelle Bedeutung hat. Wenn auch gewerkschaftliche Aktion und Solidarität ständige Aufgabe gewerkschaftlicher Politik sind und sein müssen, so ist doch der 1. Mai nach wie vor ein „Tag der Arbeit“, an dem gewerkschaftliche Aktion und Solidarität zum Ausdruck gebracht werden kann.

Die heutigen Formen des 1. Mai sind vielfältig und reichen von kleinen Maifeiern bis hin zu großen Demonstrationen und Kundgebungen. Viele DGB-Kreise beklagen sich jedoch über einen Mangel an Teilnahme an ihren Mai-Veranstaltungen. Dabei wird häufig übersehen, daß sich Arbeitnehmer nicht nur über den Verstand, sondern auch über das Gefühl gewerkschaftlich organisieren und am gewerkschaftlichen Leben Anteil nehmen. Einige DGB-Kreise ziehen daraus Konsequenzen.

Kulturfeste — eine neue Form der Demonstration

Aus den Ergebnissen einer 1976 durchgeführten „Bestandsaufnahme gewerkschaftlicher Kulturarbeit“ läßt sich ablesen, daß die kulturelle Arbeit in zahlreichen gewerkschaftlichen Bereichen vielfältiger, intensiver und breiter wird. *Einen* Schwerpunkt bildet dabei die kultu-

relle Ausrichtung der Mai-Kundgebungen. Kulturelle Akzente (Lieder, Musikumrahmung, Rezitationen) bei den Maifeiern gab es eigentlich schon immer und sind auch heute noch die Regel. Aber seit einigen Jahren (vor allem in Frankfurt) und besonders in diesem Jahr (in mehreren DGB-Kreisen) hat sich eine neue Qualität der Gestaltung des 1. Mai herausgebildet.

Regelrechte Kulturfeste werden in diesem Jahr in mehreren DGB-Kreisen am 1. Mai veranstaltet. Dabei geht der politische und demonstrative Charakter des 1. Mai nicht verloren. Im Gegenteil, über die verschiedenen kulturellen Medien (Song, darstellende und bildende Kunst usw.) werden häufig inhaltliche Aussagen wirkungsvoller „transportiert“, als dies mit der rein sprachlichen Darstellung (Rede) erreicht werden kann. Die Kombination Mairede *und* Einsatz kultureller Medien erhöht in jedem Fall die Wirksamkeit der Aussagen zum 1. Mai; es wird eine positive Emotionalisierung und Identifizierung hergestellt, die starke So-lidarisierungseffekte auslöst - auch über den 1. Mai hinaus.

Das Spektrum dieser Kulturfeste ist breit. Am Anfang stehen die traditionellen Demonstrationen und/oder Kundgebungen mit den Maireden führender Gewerkschafter. Schon vor und während der Kundgebung beginnt das Kulturprogramm, meist mit Songs und anderen musikalischen Darbietungen, inhaltlich eingebunden z. B. durch Lieder der Arbeiterbewegung. Im Gegensatz zu früher und den meisten Maifeiern auch heute noch endet das Kulturprogramm nicht mit der Kundgebung. Im Gegenteil, diese neue Art der Kulturfeste machen den ganzen Tag zu einem Maifest der Arbeitnehmer und ihrer Familien einschließlich der Kinder.

Damit ein solches Maifest auch tatsächlich ein Fest der ganzen Familie - auch der Familien ausländischer Arbeitnehmer - wird, wird ein sehr vielfältiges Programm organisiert. Für billige Speisen (Gulaschkanone) und Getränke (Bierpavillon) wird gesorgt; ausländische Kolleginnen und Kollegen kochen und grillen Spezialitäten aus ihren Ländern. Für die Kinder werden spezielle Programme (Spiele, Kindertheater, Malaktionen usw.) organisiert; Kindergärtnerinnen betreuen die Kinder, damit die Eltern sie in Obhut wissen und daher auch gemeinsam zum Maifest kommen.

Die vielerorts beginnende Zusammenarbeit zwischen Gewerkschaftsgruppen und Künstlergruppen wirkt sich auch auf die Gestaltung des 1. Mai positiv aus. Songgruppen bringen Lieder, die oft erst aufgrund konkreter gewerkschaftlicher Aktionen entstanden sind. Schauspieler oder Schauspielergruppen bringen Theaterszenen, die inhaltlich zum 1. Mai passen. Bildende Künstler helfen die Info-Stände und Transparente gestalten. Ausländische Folkloregruppen singen und spielen nicht nur für ausländische Arbeitnehmer. Filme werden gezeigt (in Frankfurt in Zusammenarbeit mit dem kommunalen Kino). Auch die Literatur fehlt nicht; meist sind es die Werkkreise Literatur der Arbeitswelt, die Texte vortragen, passend zum 1. Mai. Natürlich gibt es auch rein unterhaltende Programmteile: Clowns treten auf nicht nur für Kinder, Dixieland-Bands spielen und bringen Schwung in das Fest. Oft mündet das Ganze am Abend in eine große Tanzveranstaltung mit bunter Unterhaltung.

Bereits heute läßt sich eine wichtige Tendenz feststellen: In dem Maße, wie die Maikundgebungen gewerkschaftlich *und* kulturell ausgerichtet sind, steigt die Beteiligung der Arbeitnehmer an den Demonstrationen und Kundgebungen - nicht nur zum 1. Mai. Dabei ist von ausschlaggebender Bedeutung, daß die gewerkschaftliche Kulturarbeit nicht auf den 1. Mai beschränkt wird; in vielen DGB-Kreisen hat die Kulturarbeit über den 1. Mai hinaus erfreulich zugenommen und wird weiter verstärkt. Gewerkschaftliche Kulturarbeit ist ein wichtiger Teil gewerkschaftlicher Arbeit, die zu einer positiven Emotionalisierung gesellschaftlichen Verhaltens führt, zu einer Identifikation mit der gewerkschaftlichen Arbeit beitragen kann und starke Solidarisierungseffekte auslöst. In dem Maße, wie die kulturelle Gewerkschafts-

arbeit eingebunden ist in die allgemeine Gewerkschaftsarbeit, also kulturelle Arbeit als Teil der Gewerkschaftsveranstaltungen und -aktivitäten verstanden wird, in dem Maße steigert sich nicht nur das Interesse an allgemeinen gewerkschaftlichen Aktivitäten, sondern auch an der damit verbundenen Kulturarbeit.

Oswald Todtenberg, Abt. Kulturpolitik beim DGB-Bundesvorstand

Richard Limpert: **Solidarität**

Vorausgesetzt
die industrielle Revolution
hätte nicht hier
sondern bei den Kameltreibern
Kanaken und Makkaronifressern stattgefunden

Tabib, Enric oder Luigi würden mir
großherzig die Schultern klopfen ich wäre
schließlich Gastarbeiter vielleicht würden
sie Mitarbeiter sagen gewiß wäre ich ein
Germake wenn ich in der Bahnhofshalle
die Konturen einer Einheimischen mit
den Augen nachzeichnen würde kurz, ich
wäre ein Fremdarbeiter davon überzeugt,
daß jeder Mensch das Recht hat,
menschenwürdig zu leben

So einfach ist das mit der Solidarität
und Menschlichkeit
wenn ich ein Germake wäre